

Romanze in Marseille. Teil 28

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 21

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Der Schweiss brach ihm aus den Poren; grosse Tropfen perlten auf seiner Stirn, während er mit einem tiefen und lustvollen Behagen ass. Gewiss, er hätte auch lieber Ei mit Schinken oder sogar Ei mit Schinken und geschmalzte Teigwaren gefuttert, aber was blieb ihm anderes übrig, als sich an das wohlfeilste Gericht zu halten! Es schmeckte ihm herrlich, und zweifellos wäre es ihm leicht gefallen, noch mindestens drei gehäufte Teller in seinem Magen zu versorgen. Würde denn überhaupt jemals ein satter Mensch nachfühlen oder auch nur ahnen können, wie das ist, wenn der Hunger wie ein böses und heimtückisches Tier im Magen zu rebellieren, zu rumoren und zu quälen beginnt? Wenn auf dem Magen der harte Druck zu lasten anfängt, wenn Schweissausbrüche folgen und eine lähmende Mattigkeit die Glieder befällt, die jede Tatkraft lähmt; wenn sich die Dinge der sichtbaren Welt wie in einem konvexen Spiegel krümmen und verzerren.

Er ass mit Inbrunst, und als er den Teller in einem günstigen Augenblick auch noch abgeleckt hatte, fühlte er sich wieder ruhiger, ja sogar zuversichtlicher und gelassener.

Er las nochmals langsam Wort für Wort den Brief und spürte fast körperlich bedrängt die Nähe der Mutter, spürte es, wie sie sich um ihn sorgte, sich für ihn ängstigte und seine Heimkehr wünschte.

Nachher genoss er das Ausruhen in der Stille. Das peinlich saubere Lokal wurde anscheinend von den Einheimischen wie die Pest gemieden. Das Mädchen räumte seinen Tisch ab und lächelte ihm wieder freundlich mollig zu. Der weibliche Gast hatte wortlos gezahlt und war gegangen. Der kränkliche Herr blickte verloren ins Leere. Der Lärm der Strasse drang nur gedämpft herein, wie durch ein Filter.

Er blieb noch eine geraume Weile sitzen; sich zu entspannen und vor sich hinzudösen, wirkte erlabend. Er musste sich sogar des Schlafes erwehren, der ihn mehrmals unmerklich überwältigen wollte. Der freundliche Raum roch nach Reinlichkeit, nach frischer Milch, nackten weissen Frauenarmen und steif gestärkter blütenweisser Wäsche. Ein Strauss von roten und weissen Nelken verströmte seine üppigen Wohlgerüche.

Sie fanden sich am Abend wieder bei der Fontäne auf dem Platz Estrangin. Täglich hatten sie sich nun dort verabredet, schon am frühen Morgen eine Stunde vor Simonés Arbeitsbeginn. Und doch konnte sich Martin später nur undeutlich an den Brunnen mit den Tierspeiern, an die allegorischen Gestalten und gleichsam zu Stein erstarrten Girlanden erinnern, dafür umso besser an das pausenlose sprudelnde Wasser und an die Bäume, die in der Morgenfrühe ihre frischen Blattdüfte ausatmeten.

Er hatte sich zu früh eingefunden, war ruhelos herumgeschlendert, rund um die Fontäne, kreuz und quer über den Platz, erfüllt von einer Erwartungsfreude, die beklemmend war. Die stolze Bank von Frankreich beachtete er auch diesmal nicht, und sie konnte ihn darum nicht zu anarchistischen wahnwitzigen Gedanken anregen; in Anbetracht seiner leeren Taschen war das immerhin bemerkenswert.

Als Simone erschien und er ihr entgegengilte, war es doch wieder, als hätten sie sich lange Zeit nicht mehr gesehen. Und von neuem war das tiefe Erstaunen in ihm, dass es sie gab, dass sie sich ihm als Fleisch und Blut, als wundersame Wirklichkeit näherte, ihm freudig zulächelte; dass sie dann ihre Rechte in die seine legte und sich ihre Augen fanden, und sie leise seinen Namen sagte: «Bonjour, Martin».

Jetzt indessen sagte sie mit halblauter Stimme: «Bonsoir, Martin».

«Bonsoir, Simone», antwortete er.

Und dann blickten sie sich nur an und wechselten eine Weile kein Wort, blickten sich nur an: erkennend und wissend, glücklich sich sehen zu dürfen und sich anzuschauen, aber auch ein wenig fassungslos, dass alles so war, wirklich war — die Welt hätte ja inzwischen in Stücke fliegen oder der Hügel der Notre-Dame de la Garde Lava auswerfen können. Sich zu umarmen wagten sie nicht, denn der Platz war ziemlich belebt. Es war ein wundervoller Sommerabend; Kühlung freilich hatte er noch nicht gebracht, und der weiche Asphalt, die heißen Pflastersteine gaben ihre aufgespeicherte Wärme zurück. Noch hing das Laub der Bäume ermattet an den Zweigen und die Luft war wie gesättigt von der üppig-sinnlichen Trägheit des Südens.

Er sagte: «Wie geht es dir, Simone?»

«Danke, sehr gut — und dir?»

Sie waren manchmal überaus konventionell und ledern und tauschten Redensarten, die wie Fremdkörper wirkten. Freilich, sie hatten sich eine Ewigkeit nicht mehr gesehen — beinahe zwölf Stunden! Es war jetzt sieben Uhr und drei Stunden durften sie für sich haben, drei kurze lange Stunden gehörten ihnen ganz. Martin dachte mit einem schweren Bangen an seine Beichte.

«Muss es auch heute wieder sein, Simone? Um zehn? Musst du schon um zehn zu Hause bei deiner Mutter sein?» fragte er.

Sie standen noch bei der Fontäne, hielten sich aber jetzt mit beiden Händen fest, damit doch wenigstens der Stromkreis ihres Blutes geschlossen war.

Sie nickte. «Ja, unbedingt, Liebster! Um zehn, wirklich. Es ist so traurig — diese kurze, kurze Zeit, Martin ...»

Sie blickte ihn wie ein Orakel an. «Oh, es ist mein Fehler, ich weiss! Ich bin ja so dumm, so sklavisches ergeben. Mama muss mich nur anschauen und schon habe ich ein elend schlechtes Gewissen, wie wenn ich sie betrügen, auf schlimme Art hintergehen würde ...»

Sie hob resigniert die Achseln, ratlos und wunderbarlich von der Tatsache berührt, dass sie so unfrei war und sich darüber auch noch unablässig quälte.

«Meine Kolleginnen im Bureau», fuhr sie eifrig fort, «sind doch viel freier und selbständiger! Sie

gehen tanzen, sie haben Freunde und dürfen mit ihnen ausgehen wie es ihnen passt! Sie dürfen ins Kino, ins Café, wenn sie Lust dazu haben. Weisst du, ich muss ja wirklich hübsch still sein, wenn sie von ihren Erlebnissen berichten, sonst lachen sie mich aus. Und weil ich nichts erzähle, sagen sie manchmal, ich hätte es dick hinter den Ohren, ich sei ein sogenanntes stilles Wasser. Jetzt, Liebster, hätte ich ja auch etwas zu erzählen, aber wie wunderschön ist es doch, ein solches Geheimnis zu haben! Ein tiefes, schönes Geheimnis — dich!» Sie strahlte ihn an.

Er lachte geschmeichelt: «Vielleicht bist du doch ein stilles Wasser?»

Sie blickte ihn nur leicht erstaunt an und fuhr fort: «Immer war ich doch bei Mama! Mit ihr bin ich ausgegangen, und nicht oft, glaube es mir nur. Und wenn Papa seine Tage hat, wenn er Abend für Abend spät nach Hause kam, dann musste ich bei ihr bleiben, ich muss es doch! Ich darf sie nicht allein lassen, nicht wahr?» Sie schwieg unvermittelt und lachte eigentümlich verlegen: «Aber bitte, lassen wir das endlich! Sag, Martin, wohin möchtest du jetzt gehen? Oder bleiben wir hier?» Sie legte ungestüm ihren Arm in den seinen.

«Was ich jetzt möchte?» sagte er leise und eindringlich: «Dich küssen möchte ich!» Und sie schauten sich wieder an, und er spürte wie Simone erschauerte, wie sie seinen Arm an ihre Seite presste. Dann antwortete sie: «Ich dich auch, aber nicht hier unter allen Leuten ...»

Und nach einer kleinen Pause: «Nein, wirklich, Martin, wohin möchtest du heute Abend gehen?»

«Irgendwohin, wenn du nur dabei bist! Tanzen?»

Sie blickte ihn irritiert an. «Tanzen? Oh, du machst dich lustig! Nein, bitte, das darfst du einfach nicht! Wie schrecklich gern möchte ich tanzen mit dir — viele Stunden lang ... Aber es darf doch nicht sein! Du willst dich nur lustig machen ...»

Und er dachte: «Was schwatze ich nur für dummes Zeug zusammen! Bin ich denn nicht bei Trost! Wo nehme ich das Geld her? Manchmal bin ich wahrhaftig von allen guten Geistern verlassen, aber wunderschön wäre es — später einmal ...»

«Nein, Liebster, es darf nicht sein, niemals! Aber vielleicht später einmal — ja?» Sie strahlte ihn dankbar an. «Du bist ja so lieb!» Sie zupfte seinen Hemdkragen zurecht, der nicht mehr ganz sauber war, und er schämte sich.

Innerlich atmete er freilich auf. Wenn sie nun auf seinen leichtfertigen Vorschlag eingegangen wäre? Und war nicht jetzt der entscheidende Augenblick ihr alles zu gestehen? Je schneller um so besser. Dann hatte er es hinter sich. Dass er nur noch einige Francs in seiner Tasche habe und sich von ihr trennen müsse. Musste denn nun alles so kommen, alles ein brutales Ende nehmen? Ein vorläufiges Ende? Ein Ende vielleicht für immer? Diese Gedanken quälten ihn, suchten ihn wie Gewissenbisse heim. Und alles war noch ungewisser und unerträglicher als zuvor — dieses tiefe Liebhaben und dieses Nicht-lieben-dürfen. Simone zu verlieren, sie nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu spüren, nicht mehr zu fühlen, allein zu sein, immer allein, fern von ihr — Leere, würgende Leere ...

«Was denkst du?» fragte sie besorgt und mit einer Stimme, als hätte sie seine Gedanken schon erraten.

«Nichts Besonderes», log er leichthin und war verwirrt, und dann entschlossen: «Komm, gehen wir irgendwohin, es fällt uns sicherlich noch etwas Gutes ein.»

Sie verliessen den Platz Estrangin, überquerten die Rue Paradies und schlenderten in der Richtung zur Préfecture.

Simone hatte sich bei ihm eingehängt. Es war ihr jetzt völlig gleichgültig, wenn sie am Arm ihres Fremdlings gesehen wurde. Bekannte hatte sie wenig, die Mutter war zu Hause und der Vater noch nicht heimgekehrt, als sie fortgegangen war. Sie liebte es über alles, an Martins Seite zu gehen, selbstvergessen zu schlendern und ihn ganz nah, atemnah zu spüren. Und mit einem schweigenden Einverständnis presste er ihren Arm an sich. Wie gut duftete wieder ihr schwarzes Haar! Nach Sommer und Abend und Meer. Sein dunkles Mädchen, atemraubend nah und süß, und doch war die bleierne Schwere in ihm, die Trauer schon des nahen Abschieds. Konnte man denn zu gleicher Zeit schwer und bang vor Trauer und tief erfüllt vom Honig der Liebe sein? Und waren sie nicht schon wie zwei junge Bäume, deren Wurzeln sich miteinander verflochten haben, und die man nicht mehr trennen kann, ohne beide im innersten Mark zu verletzen?

«Du bist so anders heute abend», begann sie nach einer Weile.

«Ach, nein!» Er lachte unsicher.

«Ja, Martin, anders als sonst, anders als heute morgen ... Ich weiss selber nicht, vielleicht bin ich schuld? Ich habe so ein komisches Gefühl ...»

Am liebsten hätte er sie fest an sich gerissen, sie heftig umarmt. Am liebsten wäre er weit fortgegangen mit ihr, irgendwohin, an einen stillen verschwiegenen Ort, fort von den Menschen, die er allerdings kaum wahrnahm. Wie Schemen glitten sie an ihm vorbei. Die geschäftigen Männer, die zu ihrem Abendbrot nach Hause eilten, die Kinder, die arglos lärmten und spielten, die Frauen, die unter den Türen schwatzten, alle die fremden Gesichter, die kamen und vorübergingen für immer.

Dann sagte er: «Ich habe heute endlich einen Brief von meiner Mutter bekommen.»

«Ja! Und was schreibt sie?»

«Sie ist natürlich besorgt und glaubt immer noch, ich sei unter die Räuber gefallen.»

«Siehst du! Alle Mütter sind ängstlich und besorgt!»

«Vielleicht doch nicht alle.»

«Die unseren ganz gewiss. Weisst du, ich vermute manchmal, dass meine Mutter fest davon überzeugt ist, ich müsste einmal genau so unglücklich werden wie sie. Ob ich deine Mutter einmal sehen werde, Martin?»

Sie blickte ihn seltsam fragend an: «Aber nein, das ist ja Unsinn, verzeih ...»

«Nein, es ist kein Unsinn, Simone — im Gegenteil, das wäre sogar wunderbar! Ich denke mir doch auch solche Sachen aus, und dann erscheint auf einmal alles so unwirklich, wie ein Traum, ja, wie ein schöner Traum.»

«Ein Traum, der verweht und den man doch nie vergisst ...» Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: «Bitte, Liebster, du musst es mir sagen, was dich bedrückt, ich habe doch ein Recht darauf, nicht wahr?»

«Ja, das hast du.» Er hielt unvermittelt an, ergriff mit seinen Händen ihre Oberarme und spürte die samtglatte, warme Haut. «Würdest du nochmals mit mir zur Notre-Dame de la Garde hinauf gehen? Jetzt, Simone, mit der Drahtseilbahn?»

Sie blickte ihn zuerst erschrocken an, atmete schnell und sagte bekloffen: «Gewiss, natürlich — das wäre sogar wunderschön!»

«Gut. Dort oben werde ich dir alles sagen und erklären, was ich auf dem Herzen habe, ja?»

Sie nickte, blickte ihm gespannt forschend in die Augen, senkte dann die Lider und sagte leise: «Ich ahne es, Liebster, was du mir sagen willst ...»

«Komm jetzt! Wir fahren mit dem Ascenseur! Du wolltest doch am ersten Abend mit mir hinauffahren?»

Sie nickte mit einem wehen Lächeln und wurde auf einmal still. Und nun machten sie kehrt und gingen auf dem gleichen Weg zurück, über den Platz Estrangin zum Boulevard Notre Dame und von dort zur Drahtseilbahn.

«Nicht traurig sein, Simone», ermahnte er sie tröstend und lachte dazu gezwungen. «Wir haben doch so wenig Zeit für uns.»

«Ja, du hast recht», sie blickte zu ihm auf, um Nachsicht und Vergebung bittend; das verräterische Glitzern in ihren Augen wollte er übersehen.

Während sie schweigsam an seiner Seite ging und ab und zu hastig schrittwechselte, was ihn in den vergangenen Tagen oft auf eine beglückend geheime Weise belustigt hatte, erzählte er ihr vom Brief der Mutter, deren ermahnende Worte noch immer in ihm nachwirkten. Er erzählte ihr von seinen beiden Schwestern und dem Bruder, der nun bald aus der Schule kam. Er erzählte von seinem morgendlichen Streifzug durch die Altstadt (aber nicht von seinem Hunger und der unwiderstehlichen Versuchung zu stehlen), und er berichtete von der blitzblanken Milchbar, in der er sie dann auch einmal führen wollte. Und endlich kam ihm natürlich die Wahrsagerin wieder in den Sinn. Er berichtete mit betont munterer Stimme von der alten, schmutzigen und ungewöhnlich fetten Zigeunerin, die ihn auf seinem Streifzug am Nachmittag angesprochen und belästigt hatte. Aufdringlich und mit heiserer Stimme hatte sie ihm die Zukunft aus seinen Handlinien weisagen wollen und ihn erst laufen lassen, als sie gemerkt hatte, dass er nicht gesonnen war, seine letzten kostbaren Francs um vager Weissagungen willen wegzuerwerfen.

«Und was hat sie dir gesagt?» erwachte Simone aus ihrem versonnenen Schweigen, und sie war auf einmal ganz wache Neugier.

«Ich liess die Alte doch gar nicht so weit kommen!» sagte er belustigt, «mon dieu, ich habe doch kein Geld für solchen Unsinn!»

«Es ist aber kein Unsinn», sagte Simone ernst und bestimmt. «Nein, Martin, es ist wirklich kein Unsinn! Die Zigeunerinnen haben diese Gabe, und die Alte hat gespürt, dass sie dir etwas zu sagen hatte, was sie nämlich schon wusste, bevor sie deine Hand auch nur zu sehen bekam. Du hast etwas in ihr angesprochen, in ihr aufgerufen, verstehst du?»

«Aber sie war doch betrunken, Simone! Was könnte da schon herauskommen? Sie wollte nur Geld aus mir herauslocken und mit dem Geld Schnaps kaufen und mir für das Geld ein paar Dummheiten sagen ...»

«Es sind aber keine Dummheiten, Martin, glaube mir!» Simone war merkwürdig eigensinnig. «Zigeunerinnen wissen mehr als wir, sie haben diese geheimnisvolle Gabe.»

Er antwortete nicht sofort. In Tat und Wahrheit war er nämlich sehr neugierig gewesen, und da er immer noch auf ein Wunder wartete, hätte er es nur zu gern von einer Wahrsagerin erfahren — wenn das leide Geld nicht gewesen wäre! Diesmal aber hatte er der Versuchung widerstehen können, denn mit einem Stück Brot konnte er den Hunger beschwichtigen, nicht aber mit einem Orakelspruch. Doch gelockt hätte es ihn, der Alten für ihren Hokuspokus seine Linke eine Weile zu überlassen, dieser schlau blinzelnden Alten, dieser stinkenden Sibylle, ja, gestunken hatte sie wie ein ranziger Fettopf, speiübel war ihm in ihrer Nähe geworden.

«Vielleicht hätte sie dir etwas Wichtiges gesagt, Martin», begann Simone von neuem, «etwas — wie soll ich sagen — etwas für uns Bedeutsames. Ach, du willst mich nicht verstehen!»

«Glaubst du denn an solche Gaukeleien?» Er blickte sie belustigt an.

«Vielleicht hätte sie dir etwas gesagt über uns, Martin! Für *uns* beide!» Sie schaute weg und sagte: Vielleicht hättest du über unsere Zukunft etwas erfahren.»

«Ach, nein! Du bist abergläubisch! Wenn wir uns lieb haben und uns vertrauen, dann brauchen wir keine Wahrsagerin dazu. Die wollte nur Geld von mir, auf meine paar Francs hatte sie es abgesehen, um Schnaps zu kaufen.» Er lachte erheitert. «Man darf nicht dümmer handeln als man ist.»

«Ja, du hast recht», sagte sie kleinlaut und schmiegte sich enger an ihn. Es gab eben Dinge, die er nicht verstand und wohl nie verstehen würde.

Als sie die Station der Drahtseilbahn, ein geschmackloses, pagodenähnliches Gebäude, erreichten, mussten sie noch eine Weile warten. Sie warteten jetzt schweigend und beklommen. Etwas Feindseliges, Unerklärliches war zwischen sie getreten; ein schwer fassbarer, schwer erkennbarer feindseliger Geist.

(Fortsetzung folgt)